

Unverkäufliche Leseprobe



Elisabeth Wellershaus
Wo die Fremde beginnt
Über Identität in der fragilen Gegenwart

2023. 157 S.
ISBN 978-3-406-79932-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/34619107>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Elisabeth Wellershaus

Wo die Fremde beginnt

Über Identität in der fragilen Gegenwart

C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com

Umschlagabbildung: © Juliette Moarbes

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI books GmbH

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN Buch 978 3 406 79932 7



klimaneutral produziert

www.beck.de/nachhaltig

Inhaltsverzeichnis

KAPITEL 1	Überall	7
KAPITEL 2	Nachbarschaften	25
KAPITEL 3	Stadt	47
KAPITEL 4	Arbeit	67
KAPITEL 5	Freundschaft	89
KAPITEL 6	Familie	109
KAPITEL 7	Passing	129
	Dank	149
	Anmerkungen	151
	Quellenverzeichnis	155

Für Ralf, Felix und Mila

KAPITEL 1

Überall

You were born balancing languages
on your tongue.
Your family is several borders living
under one roof,
Bickering in the blood.
Darling,
Wherever you find yourself
You are foreign.

Upile Chisala

Ich hätte anrufen können oder schreiben, das wäre eleganter gewesen. Aber nun stehe ich vor dem Haus, da kann ich auch klingeln. Neben dem Dielenfenster, zwischen Efeu, der über alten Klinkern wuchert, klebt ein knallgelber Aufkleber. Schroff erklärt er mir, dass ich hier nichts zu suchen habe: 24 Stunden Videoüberwachung, vermutlich gibt es große Hunde. Ich atme tief durch und stelle mir vor, wer hier wohl hinter gut geschützten Mauern lebt. Zum x-ten Mal streiche ich die Falten meines Sommerkleides glatt. Es hat eine ähnliche Farbe wie die Werbung des Sicherheitsunternehmens.

Als die Schritte im Flur lauter werden, weiß ich noch immer nicht genau, was ich hier eigentlich will. Meine Urgroßeltern haben vor mehr als hundert Jahren in diesem Haus gewohnt. Schon lange frage ich mich, wie die Geschichte hinter seinen Mauern weitergegangen ist. Doch bislang bin ich im letzten Moment immer umgedreht. Direkt vor der alten Haustür meiner Familie packte die Unsicherheit mich immer wieder unvermittelt am Genick: «Gehörst du wirklich hierher?»

Das Haus von Familie S. liegt ein paar hundert Meter von dem Reihenhaus entfernt, in dem ich aufgewachsen bin. Meine Urgroßeltern haben es kurz vor dem Ersten Weltkrieg gebaut. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, lebten noch keine tausend Menschen in Volksdorf – einem grünen Randbezirk Hamburgs, der zum Naherholungsziel für gestresste Großstädter:innen werden sollte.

Und nun warte ich vor der Tür: eine afrodeutsche Frau im grellen Sommerkleid, das die vermeintliche Fremdheit zwischen ihnen und mir vorsehend unterstreicht. Die Volksdorferin in vierter Generation stellen sich die aktuellen Bewohner:innen sicher anders vor. Denn noch steckt das Fotoalbum in meiner Tasche: das Haus von außen, von innen, der Garten. Meine Oma, wie sie mit einem Hund übers Gras tobt, ihre Schwester, die auf den Knien ihrer Mutter sitzt. Im Hintergrund Anton – die dicke kleine E-Lok, die den Vorort zu Beginn des 20. Jahrhunderts erstmals mit der Stadt verband. Die Bilder erzählen die Geschichte eines Hauses, von der ich den Anfang kenne – und die Frau, die mir jetzt gegenübersteht, das vorläufige Ende.

Sie ist in ihren Zwanzigern, blond, trägt T-Shirt und Jeans und hört mir aufmerksam zu. Erst als ein junger Mann und eine ältere Frau auftauchen, treffen mich skeptische Blicke. Ein paar Schlagworte wie «Journalistin» und «autobiografische Recherche» werde ich noch los. Dann setzen erste Abwehrreflexe ein. «Versuchen Sie es doch mal bei den Nachbarn», wimmelt die Familie mich höflich ab. «Die wissen auch viel über unsere Gegend.» «Die Gegend kenne ich ...», setze ich an. Und dann sagt die Dame des Hauses etwas, das mein Unbehagen in neue Richtungen lenkt: «Wir hatten gerade einen Trauerfall.»

Mein letzter Satz bleibt in verlegenem Schweigen hängen, und die imaginierte Eindeutigkeit unserer Begegnung zerfällt. Niemand schlägt mir die Tür vor der Nase zu, weil ich als augenfällige Unbekannte ins abgeschottete Wohlstands-Refugium eindringe. Die Mitglieder von Familie S. richten keine rassistischen Geschütze auf mich – sie trauern. Und ich platze mitten in ihre Trauer hinein.

Entschuldigungen stammelnd, sehe ich in ihre Gesichter, in denen ich auf einmal nicht mehr Abwehr sondern Erschöpfung lese. «Konnten Sie doch nicht ahnen», sagt jemand, und fast klingt es tröstend. Als

die Tür zufällt, wissen sie noch immer nicht, dass meine Urgroßeltern vor hundert Jahren hier andere Menschen empfangen oder abgewimmelt haben. Ich hätte anrufen sollen – jetzt werde ich schreiben.

Eine kleinliche Enttäuschung begleitet mich auf die andere Straßenseite, bis zum Haus meiner Mutter. Ich war aufgebrochen, um unerschlossene Aspekte meiner Familiengeschichte zu erkunden. Und schon im ersten Anlauf scheitere ich an der vielleicht entscheidendsten Eigenschaft des Fremden: seiner Unberechenbarkeit. Erst als ich den Brief an Familie S. ein paar Tage später zur Post bringe, begreife ich, dass ich bereits mit Karacho in ein anderes Leben gestolpert bin.

Die Antwort folgt wenige Tage später per E-Mail. Frau S. entschuldigt sich für ihre Schroffheit, beteuert, sie habe sich aufrichtig über meinen Brief gefreut. In einem Nebensatz erwähnt sie, dass ihr Mann zwei Tage vor meinem Besuch gestorben sei – drei Wochen nach der Diagnose. Sie hat meinen Brief auf der Terrasse geöffnet, hat sich die Bilder meiner Großmutter angesehen, die mit im Umschlag lagen, und nun schreibt sie, wir hätten uns viel zu erzählen.

Spielend hält unsere kurze Korrespondenz dem Fremdeln stand, das meinen Alltag früher bestimmt hat. Vielleicht liegt es daran, dass ich nicht mehr das Schwarze kleine Mädchen bin, dessen stinknormale Pullis vor den Marken-Sweatshirts mancher Klassenkamerad:innen eine klägliche Figur zu machen schienen. Dass der schöne alte Käfer meiner Mutter sich nicht mehr an Garagen vorbeischiebt, in denen schnittigere Zweit- und Drittwagen unter Plastikplanen vereinsamen. Das Volksdorfer Villenpanorama schüchtert mich nicht mehr so ein wie früher. Es bleibt mir schlicht fremd.

Vor dreißig Jahren hätte ich mich über den warmen, großzügigen Ton in den Zeilen von Frau S. gewundert. Die offensichtliche Fremdheit unserer Erfahrungen hätte sich unbarmherzig zwischen uns geschoben. Zu oft war ich damals abgewiesen worden, vertraute nur noch dort, wo auch der Alltag der Anderen «aus dem Rahmen» fiel. Ich fühlte mich in Haushalten wohl, wo auch andere Mütter in aufreibenden Berufen arbeiteten. Wo auch andere Eltern getrennt waren. Wo Diversität zum Alltag gehörte und wo Freund:innen ähnlich leb-

ten wie ich: in engeren Verhältnissen und Siedlungen, die am Rande der satten Bürgerlichkeit lagen.

Auf der einen Straßenseite die Villa von Frau S., auf der anderen unser Reihenhaus. Meine Urgroßmutter soll sehr an ihrem Haus gehangen haben. Ihr Vater, der in meiner Familie als Hochstapler gilt, hatte einiges darangesetzt, ihr den Weg ins Bürgertum zu ebnen.

Es heißt, sie war eine *emanzipierte* Frau. Sie sprach mehrere Sprachen, reiste leidenschaftlich gern und gab wenig auf die vorstädtischen Konventionen ihres Umfelds. Angeblich traf sie sich mit Politiker:innen wie Gertrud Bäumer, sympathisierte mit feministischen Bewegungen. Ihre Kinder schickte sie bildungsprogressiv auf die Lichtwarkschule, unterzog sie der anthroposophischen Jugendweihe. Jahrelang stand ein ausgestopfter Rabe auf ihrem Schreibtisch. Vielleicht, um diejenigen abzuschrecken, die sie beim Denken störten.

Ich könnte mir vorstellen, dass sie sich über eine Journalistin in der Familie gefreut hätte. Allerdings hätten wir uns heute vermutlich schnell in der Wolle. Wir würden uns in Überzeugungen verhaken, zwischen denen Jahrzehnte, Kriege und ein paar weltgeschichtliche Aha-Erlebnisse liegen. Zwei Dickköpfe, die sich nicht zu schade wären, über (de)koloniale Weltansichten oder gendergerechte Sprache zu streiten. Möglich auch, dass wir an Fragen von Zugehörigkeit, Nationalität und Privilegien scheitern würden. Aber vielleicht hielte unsere Neugier die Differenzen auch in Schach – die Erfahrung, nie ganz in das Umfeld gepasst zu haben, das Volksdorf für uns beide war.

Man sieht es den akkurat geschnittenen Hecken noch immer an, wie sehr sich hier manche an der gesellschaftlichen Etikette festhalten. Die roten Klinker grüßen rechts und links – vertraut, aber auf höfliche Distanz bedacht. Aus manchen Häusern weht mir noch leise Abwehr entgegen. Eine Erinnerung an Tage, in denen meine Anwesenheit vor allem diejenigen störte, die sich um ihre Zugehörigkeit zur Volksdorfer Bourgeoisie sorgten.

Ich fühle mich *heimisch* zwischen reetgedeckten Häusern und neuen Wohnsiedlungen, die in vergangenen Jahren hinzugekommen sind. Doch das Fremdeln aus Kindertagen sitzt tief. Nach dem Besuch

bei Familie S. sehe ich mich in Volksdorf zum ersten Mal seit langem wieder richtig um. Natürlich ist der Ort mehr als die Summe seiner Alarmanlagen. Da ist der Rodelberg an den U-Bahngleisen, der Weinladen am Park, der mal eine Eisdiele war, der *Rummel* auf dem Marktplatz, die Bibliothek, in der ich Stunden verbracht habe. Ich erinnere mich an wunderbare Lehrer:innen, nette Nachbar:innen, Felder, Wälder, Grundschule und Gymnasium, zu denen ich im Tross mit anderen Kindern des «Dorfes» lief. Endlose Möglichkeiten für alle, denen man herkunftsbedingt keine Steine in den Weg legte – und meist auch für mich.

Irgendeinen Preis zahlt wahrscheinlich jede:r für das Gefühl von Zugehörigkeit. Ob es das Imitieren wohlständischer Souveränität ist oder das Aneignen rechtschaffener und aufgeräumt wirkender Vorstadtattitüde. Als meine Großeltern starben, begannen meine holprigen Anpassungsversuche. Zehn Jahre lang hatten meine Mutter und ich mit ihnen zusammengelebt. Mit den beiden Alteingesessenen hatten wir das Ideal der heilen Kleinfamilie auf verschobene Weise erfüllt. Ohne sie fielen wir auf einmal unangenehm auf.

Auf einmal schien das Reihenhaus, in dem wir wohnten, zu leise, der homogene Vorort, in dem es stand, zu eng. Ein Schwarzes Mädchen mit Ferienvater, der in Spanien lebte, schien ebenso wenig hineinzupassen wie eine überlastete, alleinerziehende Krankenschwester im Schichtdienst. Die lustige, exzentrische Familie, die wir mit meinen Großeltern gewesen waren, gab es nicht mehr. Nur noch ein deplatziertes Mutter-Tochter-Gespinn, das den Konventionen nicht standhielt. Plötzlich schämte ich mich für unser Anderssein und hielt es, so gut es ging, versteckt.

Ich schämte mich für die altmodische Einrichtung, die meine Großeltern uns hinterlassen hatten. Für das Mikrowellenessen, das es fortan gab, für das Zerbröseln von Familientraditionen, die dem Stress des Alleinerziehens zum Opfer fielen. Ich verstand die schroffe Distanziertheit nicht, mit der meine Mutter sich in jenen Jahren vor der Welt verbarg. Warum sich ihre Selbstbestimmtheit, ihre Autonomie, Toleranz und ihr riesiges Herz ohne den Rückhalt von Gleichgesinnten im Alltag aufzureiben drohten.

Nach ein paar Jahren fand sie aus dem Loch, das meine Großeltern hinterlassen hatten, heraus und zurück zu alter Form. Da war sie wieder: die Frau, die sich wie ihre Mutter und Großmutter gegen die Konventionen im Volksdorfer Wohlstandsmilieu stemmte. Die unser Leben zwischen Spanien und Deutschland organisierte und mich lehrte, dass sich im Stirnrunzeln mancher Nachbar:innen nur die Sehnsucht nach eigenen Ausbrüchen verbarg.

Jenseits des Sommers sparten wir für das Familienleben, das in den Ferien bei meinem Vater stattfand. Für Wochen in Andalusien, die uns Erfahrungen fernab der aufgeräumten Vorstadt bescherten. Aus Erzählungen kannte ich Geschichten über die guineische Familie, und sie erinnerte mich an die Volksdorfer Verwandtschaft: eine Großmutter, die eine Farm auf Bioko betrieb, eine Tante, die als Psychologin im spanischen Exil lebte, Cousinen, die sich an Jesuitenschulen auf den diplomatischen Dienst vorbereiteten. Aus der Fremde bestätigten sie, was sich in unserem Hamburger Reihenhaus bereits angedeutet hatte: Identitäten waren komplexer und Lebenswege wandelbarer, als mein restliches Umfeld es mir vorgaukelte.

Aber nicht in meinen wildesten Träumen hätte ich mir vorstellen können, wie der Umgang mit Diversität sich verändern sollte. Es war nicht abzusehen, wie sehr das homogene Verständnis von Gesellschaft, das ich aus Kindertagen kannte, im 21. Jahrhundert über den Haufen geworfen würde. Wie die Fassade einer vermeintlich homogenen Bevölkerung bröckeln sollte. Heute machen Aktivist:innen in unterschiedlichsten Kontexten auf intersektionale Unterdrückungsmechanismen aufmerksam. Wissenschaftler:innen beleben die Forschung mit superdiversen Betrachtungen zum Thema Zugehörigkeit. Medien haben sich ein sozialwissenschaftliches Vokabular angeeignet, mit dem die Vielfalt gesellschaftlicher Erfahrungen greifbarer wird.

Und doch bleibt ein hartnäckiger Widerstand in der Gesellschaft zurück. Einer, der gegen die immer lautereren Forderungen nach Gleichberechtigung und Teilhabe rebelliert. Der sich gegen die Verflechtungen diverser Lebensrealitäten stemmt. Es ist ein Widerstand, der mich seit Jahrzehnten begleitet. Bis heute schleift er den Zweifel an meiner Zugehörigkeit hinter sich her. Er manifestiert die Exotisierung einer

scheinbar komplizierten Familiengeschichte. Die Skepsis vor der Selbstverständlichkeit, mit der meine vielen Identitäten ineinandergreifen. Und gelegentlich, wenn es mir zu viel wird, lasse ich ihn zeternd zurück.

Aus beruflichen und familiären Gründen bin ich oft unterwegs und begegne Menschen, deren Zugehörigkeitsräume sich mit meinen überschneiden. Als die Corona-Pandemie ausbrach, wurden die Zugänge zu diesen Räumen spärlicher. Je engmaschiger die Lockdowns angeordnet wurden, desto mehr entglitt mir die Gewissheit, Teil eines diasporischen, globalen Ganzen zu sein. Als endlich Licht am Ende des Tunnels aufflackerte, schien die Welt geschrumpft.

Ich hatte mich daran gewöhnt, dass Berufs- und Sozialleben sich innerhalb eng abgesteckter Grenzen abspielten. Und auf gespenstische Weise erinnerte die Berliner Nachbarschaft, die nun meinen Bewegungsradius absteckte, mich an das alte Volksdorf. Sie schien sich in gleichförmig sozio-kultureller Struktur von jener Vielfalt abzuschotten, die mein Leben bislang geprägt hatte. Eine Weile blickte ich desillusioniert auf mein scheinbar homogenes Umfeld. Es dauerte einen Moment, bis ich die erstaunliche Diversität in meiner Nachbarschaft wahrnahm.

Ich weiß nicht mehr, ob es das Gespräch mit einer Nachbarin war oder die kurze Begegnung mit einem Unbekannten an der Supermarktkasse. Doch auf einmal begann Berlin-Pankow, wohin ich vor einigen Jahren gezogen war, vielschichtigere, kompliziertere und fragilere Züge anzunehmen als das monolithische Außen, das ich bislang gesehen hatte.

Als ich mich in dem engen Raum, auf den Corona mich zurückgeworfen hatte, genauer umsah, wurde es immer deutlicher: Ich hatte – bewusst oder unbewusst – Begegnungen verhindert, in denen ich Ausgrenzung witterte. Und nun, da das *Überall*, in dem mein Privat- und Arbeitsleben lange stattgefunden hatte, bis auf unbestimmte Zeit versperrt blieb, drohte meine Fantasie in Sachen Begegnung und Austausch einzugehen. Als mir dies klar wurde, machte ich mich sehnüchtig auf die Suche nach neuen Verbindungen.

Dieses Buch geht der Frage nach, warum mich die Volksdorfer Ver-

gangenheit dabei stets einholte. Es beschreibt den Versuch, die eigenwillige Vielfalt meines Alltags in Vergangenheit und Gegenwart auszuloten. Es probiert, Verbindungen zwischen der internationalen Erfahrung und dem unmittelbaren Umfeld herzustellen, in dem ich heute lebe. Und es erzählt, warum ich Nachbar:innen, Arbeitskolleg:innen, Freund:innen und meiner Familie in Fremdheit verbunden bin. Wie ihre Erfahrungen mir als Kompass zur eigenen Verortung dienen.

Auf dem Weg durch ihre und meine Geschichten stieß ich auf ein Missverständnis, das sich hartnäckig hält: die Vorstellung, dass Fremdheit ein exklusiver Begriff ist. Es ist erstaunlich, wie oft die Wahrnehmung von Fremdheit heute auf marginalisierte Minderheiten projiziert wird. Denn weisen nicht *jede* Biografie und Erfahrung, *jede* Identität und Persönlichkeit eine schwindelerregende Komplexität auf? Sind wir nicht alle multikollektive Wesen mit einer Vielzahl persönlicher Zugehörigkeiten?¹ Sind wir einander und uns selbst nicht alle fremd?

Bereits vor über dreißig Jahren hat die Schriftstellerin und Philosophin Julia Kristeva die Abwehrmechanismen gegenüber der eigenen Fremdheit genau beschrieben. Sie hat das fremde Selbst als Tabuzone skizziert und die Angst vor dem unbekanntem Anderen als Projektionsfläche. Ihr Rezept für den Umgang mit der Angst: die persönlichen Verbindungen mit der Welt ohne Netz und doppelten Boden zu erkunden. Doch drei Jahrzehnte nach der Veröffentlichung ihres Buches fällt es mir noch immer nicht leicht, der Vielstimmigkeit meiner Identitäten Raum zu lassen.

In der erzählenden Sachbuchliteratur lässt sich kaum noch jemand davon abhalten, dem verstrickten, verflochtenen und multiperspektivischen Ich Raum zu widmen. Trotzdem hat die Skepsis vor der vermeintlichen Selbstdarstellung mich lange umgetrieben. Erst nach Jahren der journalistischen Distanz habe ich meinen Weg ins biografische Erzählen gefunden. Mit einer Kolumne habe ich mich an ein Ich herangeschlichen. Habe es von verschiedenen Seiten betrachtet, erstaunt darüber, wie selbstbewusst es sich auf Papier gab. Mal war es ein lautes, mal ein leises Ich. Und in jeder Tonart schrieb es auf eine Hoffnung hin: gesehen und erkannt zu werden.

Erst beim Schreiben dieser Texte schien die Distanz auf, mit der ich mich von einer *weißen* Mehrheitsgesellschaft abgeschottet hatte. Ich erkannte antrainierte Rückzugsstrategien, die mich vor Verletzung und Ausschlussmechanismen hatten schützen sollen. Die Verdrängung persönlicher Erfahrungen, Wahrnehmungen, Perspektiven. Doch wie sollte ich als handelnder Teil dieser Gesellschaft verstanden und wahrgenommen werden, wenn ich entscheidende Teile meines Selbst verbarg?

«Wenn die eigene Herkunft schamvoll und erdenschwer auf einem lastet, ist es viel schwieriger, politisch mündig zu werden oder sich politisch zu organisieren», schreibt Daniela Dröscher.² Als ich ihre Zeilen in einem Kolumnenbeitrag las, war ich erleichtert. Ich war offenbar nicht allein: Andere verbargen auch vieles von sich und vor der Welt. Vielleicht sogar diejenigen, die in der sogenannten Mehrheitsgesellschaft geschmeidig untertauchen konnten.

Doch wie sich auf nachbarschaftlichen Streifzügen herausstellte, beflügelte diese Gemeinsamkeit die Begegnung kaum. Sobald ich vor die Haustür trat, sah ich es deutlich: Die Superdiversität schien auf wackeligen Beinen zu stehen.

In Berlin-Pankow, wo ich in einem gemeinschaftlichen Bauprojekt lebe, hat sich an einigen Stellen ein behütetes Vorstadtleben neu etabliert; «Bodentiefe Fenster» und alles, was die Schriftstellerin Anke Stelling so eindrücklich beschreibt. Doch das Bild dieses beschaulichen Alltags zerbröselt bereits vor dem Supermarkt um die Ecke. Seit Jahren sitzen dort bedürftige Menschen zwischen Einkaufswagen und Laufkundschaft und hoffen auf ein bisschen Kleingeld. Und um die meisten von ihnen machen die Einkäufer:innen einen Bogen. Allein ihre Anwesenheit scheint unsichtbare Grenzen heraufzubeschwören.

Auch an der S-Bahnbrücke, die in den *wilden Westen* führt, sind die Berührungsängste allgegenwärtig. An der Grenze zum Wedding prallt die neue Pankower Bürgerlichkeit auf eine Welt, in der nicht nur *fremde* Armut, sondern auch *fremde* Kulturen, *fremde* Sprachen und die Fremdheit fehlender Möglichkeiten existieren. Innerhalb von wenigen Metern ändert sich die Straßenansicht: Andere Menschen,

Geschäfte und ein anderes Tempo lassen zwei Bezirke aneinander abprallen. Und viel zu leicht lässt sich dabei übersehen, dass das Bedürfnis nach Zugehörigkeit auf beiden Seiten gleich groß ist. Im Bioladen, in der Dönerbude, in der Eckkneipe – irgendwo will jede:r Stammgast sein.

Immer mehr Bücher erscheinen, die von der Verbundenheit diverser Gesellschaften erzählen. Sie halten mich dazu an, von flexibleren Zugehörigkeiten zu träumen. Ob Didier Eribons Erinnerungen an seine Kindheit in Reims oder Iris Sayrams Hommage an ihre Mutter: Verschiedenste Erzählungen wecken die Hoffnung, dass die Sichtbarmachung diverser Erfahrungen zur Durchlässigkeit ermutigt.

«Wenn wir ihn [den Fremden] in uns erkennen, verhindern wir, dass wir ihn selbst verabscheuen», schreibt Julia Kristeva. Doch bei aller poststrukturalistischen Sehnsucht hinkt die Realität der Fluidität hinterher. Nicht immer deckt sich die literarische Sehnsucht mit dem Leben jenseits des Schreibtischs. Wo also beginnt für mich die Fremde? Unter welchen Bedingungen lässt sich Unbekanntes in Verbundenheit übersetzen? Mit diesen Fragen bin ich gedanklich aufgebrochen.

Ich bin zum Haus meiner Urgroßeltern gefahren, um dem fremden Großbürgertum zu begegnen. Ich habe mit meiner Mutter über Kolonialgeschichte(n) diskutiert und bin über eigene Fremdheitsbilder gestolpert. Ich habe zwischen Pankow und Wedding über Grenzen nachgedacht und Menschen an Arbeitsplätze begleitet, an denen ich mich spektakulär fehl am Platz fühlte. Ich habe Nachbar:innen kennengelernt, nur um erschüttert festzustellen, dass ich mich ähnlich abgeschottet hatte wie das Volksdorfer Alarmanlagen-Milieu. Die Nachbarin aus Sri Lanka, die ein paar Häuser weiter wohnt, habe ich erst wahrgenommen, als ihre Tochter bei uns auf die Schule kam. Den Pankower Schriftsteller, der in «meinem» Viertel aufgewachsen war, erst, als ich ihn für dieses Buch interviewte. Und ganz langsam habe ich mich an eine persönliche Verortung der Fremde herangetastet, die jenseits bekannter Sehnsuchtsorte lag.

Meine Urgroßmutter reiste zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach Lille, um unter dem Vorwand der Hauswirtschaftslehre bei einer be-

tuchten französischen Familie das Anderswo zu erkunden. Mein Großvater setzte sich zwanzig Jahre später im ländlichen Westfalen in den Kopf, zur See zu fahren, und wurde Kapitän. Meine Mutter kokettierte mit der Seefahrt und scheiterte an Geschlechterkonventionen. Sie wurde Krankenschwester und steuerte 1970 in die Beziehung mit meinem Vater. Die Disko, in der er damals arbeitete und in der sie ihn kennenlernte, lag auf ihrem Weg vom Strand zum Hotel. Seine Familie hatte ihn an die Hotelfachschule nach Andalusien geschickt, wo er feststeckte, weil Äquatorialguinea kein sicherer Ort mehr war. Aus gänzlich unterschiedlichen Gründen waren sie an der Costa del Sol gelandet und nutzten die Freiheit, die sich ihnen dort bot, um ihre Beziehung unbeschwert zu leben.

In andalusischen Hinterhof-Restaurants, Bars und Clubs begrüßte man meine Mutter und mich früher überschwänglich und beim Vor-namen. Mit Beginn der Sommerferien kamen wir zuverlässig wieder. Juli und August verbrachten wir in Urlaubslaune bei meinem Vater. Den Rest des Jahres lebten wir in bürgerlicher Aufgeräumtheit bei meinen Großeltern in Hamburg. Mein schwereloses Mittelmeerleben und die bodenständige deutsche Vorstadt: Immer wieder krachten sie mit Karacho ineinander. Weil sie das Fremde aneinander witterten und kaum aushielten.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de